



Feierabend



Kofa.

Von Ventura Garcia Calderon, Peru.

Kaum waren sie auf der Andenhochebene angelangt, als der indianische Führer, von unerklärlicher Angst ergriffen, umkehren wollte. Vergeblich bot ihm Jacinto Vargas die blankste seiner peruanischen Goldmünzen. Der Indianer zeigte nach der Sonne, die sich hinter einer Bergkette zum Untergang neigte. Ueber den Schnee auf den Gipfeln flog wie ein Blutstrom dunkelrotes Licht. Da dem Reisenden ein so deutliches Anzeichen nahen Todes offenbar nicht genügte, griff der Indio in dessen Satteltasche, holte einige Kofablätter daraus hervor und zerkaute sie. Ungewöhnlich bitterer Geschmack zeigte ihm an, daß es gefährlich sei, weiterzureisen. Ohne ein Wort zu sagen, wandte er die Maultierstute, setzte ihr die Fersen ein und jagte über das weiche Gras der Hochfläche davon. Jacinto Vargas folgte in wütender Eile.

Als er ihn erreicht hatte, mußte er ihn mit der Peitsche zwingen, umzukehren. Schreckvoll aufstöhnend wies der Indio auf den Mond, der scheinbar aufging. Der Abend kam. An einer verfallenen Hütte am Rande des Gebirges machten sie halt, um zur Ruhe zu gehen.

Die öde, enttönte Landschaft des Andenabfalls breitete sich vor ihnen mit ihrem blassen, gelblichen Pflanzenwuchs, in die Höhe flog der Blick zu den Gipfeln, hinter denen die letzten Lichter des Tages wie hinter einem dunkeln Wall erloschen. Stiller Hauch fuhr von den Schneefeldern herab.

Jacinto Vargas sicherte die Tür der Hütte mit den Füßeln seines Reittieres, wickelte sich in seinen Poncho und streckte sich auf dem Erdboden zum Schlaf aus. Der Indio rückte dicht an sein Maultier heran und lauerte sich neben ihm nieder. Die Wärme des Tieres sollte ihn vor dem Nachtfrost schützen. Achtsündige Tagesreise in den Anden ist ein gutes Mittel gegen Schlaflosigkeit, auch der hervorragende Tschiltschattrauf verhalf zum Schlaf.

Als Jacinto Vargas gegen zwei Uhr früh erwachte, zitterte er vor Kälte. Er ermunterte sich und hatte das Gefühl vom Fieber geschüttelt zu werden. Vergebens rief er nach dem Führer. Einen Indio aus dem Schlaf zu wecken, wenn er starr wie eine Mumie dahockt, ist schwer, so daß

sich Jacinto entschloß, die Chininfasche in Dunkelheit selbst zu suchen. Dabei schien es ihm, als regne es von seiner Hand auf die Erde herab.

Karamba!

Sein Poncho fühlte sich feucht an. Der Regen war Blut! Er sprang nach der Tür und waltete die Fügel durchschneiden. Die Tür stand halb offen. Wie ein Kinderluftballon, den die Berge hatten aufsteigen lassen, trieb der lichte Mond sacht vor dem Winde dahin. Jacinto Vargas, nun völlig wach geworden, blickte um die Hütte und in die unendliche Weite. Er erschauerte. Der verräterische Indio war mit den Tieren geflohen. Ehe er sich entfernte, hatte er ihm mit seinem Buschmesser leise eine Ader am Arm geöffnet. Der Tschiltscha aber, die er ihm abends gereicht, hatte er zweifellos ein Schlafmittel beigemischt.

Jacinto Vargas fühlte, wie ihm plötzlich Schreck die Kehle schnürte. Er war allein am Ende der Welt, in der furchtbaren Einsamkeit dieser Berglandschaft, zwischen den verfallenen, grasbewachsenen Straßen der alten Inkas und der ewigen weißen Feste der Schneeberge. Er war unrettbar verloren! Hier kamen nur selten Menschen vorüber; einen richtigen Weg gibt es nicht, da man die Hochebene allerorten kreuzt, ohne daß die Fußspuren der Reittiere Spuren hinterlassen.

Da kam ihm ein Gedanke, der ihm das Blut ins Gesicht trieb. In der Satteltasche, die der Indio zurückgelassen hatte, steckten Kofablätter. Wenn die Indios mehrere Tage davon leben — warum sollte er es ihnen nicht nachtun? Mehr als einmal hatte er zugehoben, wie sie die Mischung bereiteten: Blätter und ein wenig Kalk. Daran kauten sie stundenlang, ohne auch auf anstrengenden, härtesten Nahrung zu sich zu nehmen.

Der Geschmack der Blätter war so bitter, daß er den Drei erst ein paar Mal ausspucken mußte. Aber er versuchte es immer wieder. Der Brantwein, mit dem er sich den Mund ansuchtete, schien ihm weniger scharf zu schmecken als sonst. Er legte sich einen Augenblick nieder, den Kopf auf dem Sattel. Glücklicherweise hatte der Indio das Reitzeug dargelassen. Die Eingeborenen verschmähen solche Erungen-

schaften der Kultur, sie reiten auf blankem Bock, „zu Fell“, wie sie es nennen.

Bis hoch zu den Bergen hinauf leuchtete das Gelände in Silberglanz; selbst die Lunas, die Feigenkaktuspflanzen, hatten an den haarigen Stängelarmen einen silbernen Schimmer. Eifrig kauend, spürte Jacinto Vargas, wie ihn ein seltsam süßes Gefühl durchdrang. Das Schweigen, das ihn kurz zuvor erschreckt hatte, wirkte nun beruhigend. In heiterer Klarheit des Geistes erinnerte er sich daran, daß die maultierbespannte Post nicht weit von hier vorüberkommen müsse. Vielleicht würde er zwei oder drei Tage warten müssen. Die Kofa würde ihn bei Kräften erhalten. Die Wunde am Arm, die bereits einen schwarzen Schorf aufwies, schmerzte ihn kaum.

Es überraschte ihn nicht, als er sich plötzlich in der Nähe eines Indianerdorfes fühlte. Kenas, indianische Flöten, hallten in dunklem Bergtal. Aus ferner Umgestaltung drangen ihre reinen Töne an sein Ohr. Es klang wie die Klage des Mondes. Jacinto Vargas schleppte sich nach der Tür der Hütte, um besser hören zu können. Deutlich sah er eine Ljamasherde, knapp fünfzig Schritt entfernt. Es waren weiblich dreihundert Tiere — er zählte sie nicht genau —, alle weiß wie Nachgestirne. Er hätte den Hirten anrufen können, der sicherlich nicht weit davon die Rührflöte blies, aber er war zu faul zu sprechen. Lieber trank er schweigend den frischen Hauch, der von den Schneefeldern herabwehte. Bis auf den Gipfel dort kletterten die Ljamas in wiegendem Schritt heran; die Erzkast auf ihrem Rücken schwankte kaum. Vermutlich kamen sie von den Gruben im Gebirge.

Was war das, Karamba?

Bis zum Himmel hin sah er nichts als Ljamas. Sie standen ruhig da und blickten zum Firmament empor. Ihr Rücken verschmolz mit der unbestimmten Horizontlinie der Anden. Nun schludten sie allen Schnee — wie köstlich das war! Noch nie hatte er Ljamas tanzen sehen. Aber da: sie tanzten wirklich zum Liede der Kenas; im Takt des Parawitanzes setzten sie abwechselnd die Vorderfüße ins weiche Gras. Jacinto Vargas lächelte vergnügt und kroch durch feuchtes Kräftig ein wenig weiter. Er wollte sich leise den Ljamas nähern und ihr

stodiges Bliß streicheln. Verlangen nach tiefstem Frieden floß ihm durch die Adern; den Schweiß auf der Stirn trocknete ein sanfter, kühler Windzug. Er würde noch zwei ganze Nächte hierbleiben können, bis ein Reisender seine Ruhe störte. Er spähte nach dem Schein des aufkommenden Morgens, der über dem Prisma der Firnen die Farbe von Jacintos Pontscho trug. Als er spürte, daß ein dunkler Vogel über sein Gesicht strich, hob er die zitternde Hand, um den weichen Federschopf auf dem Vogelkopf zu streicheln. Dazu flüsterte er ein liebesendes Wort. Aber der Vogel hob die gewaltigen Schwingen. Morgen Sonne blühte vom Gefieder.

Unbeholfen riß Jacinto Vargas den Schopf ab. Die Wunde sollte besser atmen können! Wie wohl ihm war! Als hätte er nun zwei halbgeöffnete Mäuler.

Er würde gut schlafen mit dem Geschnad der Koka auf den Lippen, während das warme Blut langsam verströmte. Klar vernahm er Schellengelärr: das war der Mantillertrupp vor dem Postwagen! Aber er wollte sich nicht bemerklich machen. Er legte die Stirn auf den Sattel, lächelte und verlor das Bewußtsein.

Der Kondor, der schon darauf gewartet hatte, setzte sich ihm auf den Kopf und hauchte eine lange Weile in die reglosen, offenen Augen.

Der Tiger und die gottgewollte Ordnung.

Von H. Schmidt-Ellrich.

In den Frieden des stillen Waldes war ein Tiger eingebrochen. Die sanften Bewohner der Büsche, die Gazellen, die Rinder, die Dirsche, die Rehe wagten sich nicht mehr auf Weide und Tränke, denn der schreckliche Würger überfiel sie tödlich und mordete unter ihnen, und mehr, als er zu seiner Speise bedurfte.

Da kamen die Tiere des Waldes zusammen und hielten Rat, wie sie das schreckliche Verderben hemmen könnten. Und weil sie selbst nicht zu einem Erfolg versprechenden Entschluß kommen konnten, wandten sie sich an den Papagei und fragten ihn, was sie tun sollten.

„Fliegt ihm fort! Fliegt ihm fort!“ schrie der Ueberjährling und schwang sich auf einen hohen Baum.

Da gingen sie zum Elefanten und siehten ihn an:

„Hilf uns mit deiner Stärke gegen den tollen Tiger!“

Aber der Elefant entgegnete:

„Ich kann nicht finden, daß der Tiger toll ist. An mich hat er sich noch nicht heran-gewagt.“

Zuletzt, in ihrer Not, riefen sie den Schakal und sprachen:

„Du bist listig und verschlagen, Bruder. Sage uns, was wir tun sollen!“

Der hörte sich den Fall an, blinzelte und antwortete:

„Ich will es mir überlegen. Kommt in zehn Tagen wieder!“

In der Nacht jedoch lief der Schakal auf der Spur des Tigers und fraß sich voll an den reichlichen Resten seines Raubes. So wurde auch er fett und froh.

Die sanften Tiere des Waldes aber fürchteten den Tiger heute noch und dulden leidvoll den Würger.

Bei den Menschen nennt man solche Zustände manchmal gottgewollte Ordnung und findet darin einen Trost.

Liebe im Kino.

Die meisten Menschen, die eine bestimmte Beschäftigung haben, gehen täglich denselben Weg.

Auch Anneliese. Auch Erwin. Man kennt mit der Zeit alle Menschen, die auch denselben Weg gehen, den kleinen Beamten mit dem Spitzbart und der abgehabten Aktentasche. Die blonde Dame, die ihren Jungen zur Schule bringt, den dicken Herrn mit der fastigen grauen Weste, ein goldenes Pferdchen tanzt ihm am Knopfloch.

Man kennt sie alle. So kannte Erwin Anneliese — so kannte Anneliese Erwin. Keine Liebe auf den ersten Blick, aber eine sich durch Monate und Jahre entwickelnde zärtliche Bekanntschaft vom Sehen her.

Erwin gehörte durchaus nicht zu den jungen Männern, die eine Dame einfach ansprechen, vom Wetter oder von den Zufälligkeiten des Lebens sprechen und ihre Anschauungen dahin auslegen, daß so alltägliche Begegnungen höhere Fingerzeige sind.

Anneliese gehörte auch nicht zu den jungen Damen, denen plötzlich was zu Boden fällt, wenn der junge Mann, der einen täglich anlächelt, in geeigneter Nähe gekommen ist. So gingen Monate dahin, ohne daß etwas geschehen wäre. Man bemerkte gegenseitig einen neuen Mantel, einen neuen Hut, Stiefel — mit Anstand, wie es sich bei Erwin und Anneliese eben von selbst verstand. Ging Anneliese in Begleitung eines Herrn, so merkte sie das Unbehagen, das solcherlei bei Erwin erweckte. Ging Erwin etwa — aber das kam ganz selten vor — in Begleitung einer jungen Dame, so geschah dies auch nicht ohne Mißbilligung der unbekanntem Bekannten.

Man liebte einander, war einander unentbehrlich geworden. Darüber waren sich beide im Klaren. Der Zufall wollte es, daß sich gemeinsame Bekannte fanden. Man traf einander wieder ganz zufällig außerhalb des gewohnten Weges. Das waren andere Voraussetzungen. Man erröte und begrüßte sich als

alte Bekannte. Man gehörte zueinander, das fühlten beide.

Sie verabredeten, gemeinsam ins Kino zu gehen. Erwin bestellte, nicht ohne erregte Spannung, schon am Vormittag eine Loge. Hand in Hand betrat man das Theater. Man fand, daß man sich ja jahrelang umeinander verzehrt hatte. Endlich. Man sah von Anfang an aneinandergerichtet.

Erwin beugte sich vor, um Annelieses Hand zu küssen — die Handschuhe fielen zu Boden, er bückte sich und machte eine unaußersprechliche peinliche Wahrnehmung. Es überließ ihn heiß und kalt. Er betrachtete Anneliese, das geliebte Mädchen, verstohlen von der Seite. Konnte es denn möglich sein?

Dafür kann keiner was. Man nimmt gegen derlei Gerüche Fußbäder. Aber sie hören jede Herzensharmonie. Das muß jeder zugeben.

Aber auch in Anneliese schien eine Veränderung vorgegangen zu sein. Sie rümpfte ihr kleines Näschen und versuchte unmerklich abzurücken. Eine Mauer erhob sich zwischen den Liebenden. Der Film dauerte unendlich lang.

Ich habe Kopfschmerzen, sagte sie noch vor Schluß und erhob sich.

Gott sei Dank, dachte Erwin und geleitete sie bereitwilligt hinaus. An der Trambahnhaltestelle verabschiedete man sich kühl und förmlich.

Erwin trank vier große Cognats auf diesen Schrecken. —

Nach Schluß der Vorstellung räumte der Logenschließer auf. Er holte seine Stiefel aus der Logenede, wo sie den ganzen Nachmittag über gestanden hatten. Ein prächtiger Aufbewahrungsort, dachte er, und: Es ist eine wahre Wohltat, in andere Stiefel zu schlüpfen, wenn man den ganzen Nachmittag die Beine heißgestanden hat. So 'ne Kino-Loge ist doch zu allerlei Dinge gut, hehe...!

H. J. Gieseler.

Die neuzeitliche Frau.

Von Franziska Wally.

Überall wird, wo immer man hinkommt, über die neuzeitliche Frau gesprochen. Es ist ein offener Kampf geworden zwischen dem Gestern und dem Heute. Ein Für und Wider. Ja, Preise werden sogar ausgesetzt, um die Stimme aus der Masse zu hören. Und aus dieser Stimme selbst kristallisiert sich der Kampf von Gestern und von Heute am deutlichsten. All das Geschrei, das gegen die neuzeitliche Frau erhoben wird, oft genug von Frauen selbst am heftigsten, verhallt, im unmaßstäblichen Schritt nach vorwärts ohne eine Kopfwendung der Frau von heute. Sie geht ihren Weg. Den Weg der Selbstbestimmung!

All das Gemeine ist lächerlich, daß so viel Schönheit, Poesie, Romantik verloren geht, daß der Mann nicht mehr im Kampfe um die Frau ideale Ziele hat, daß sein Ehrgeiz, beruflich vorwärts zu kommen, gefährdet ist, daß schließlich das Interesse für Musik und Kunst, die durch all die früher vorausgegangenen Konversationen und Zusammenkünfte in Theatern usw. gepflegt wurden, gebrochen ist, da ja der Mann alles ohne Anstrengung erreicht!

Der Frau von heute kommt es ja nicht auf die Männlichkeit im allgemeinen an, sondern sie wählt stets den bestimmten Mann! Diesem aber kommt sie gewiß nicht zu reich entgegen; denn beide ergänzen sich von selbst ohne das „Um

und auf“ einer jüßholzgraspeinden Werbung. Die neuzeitliche Frau ist nicht schlechter, sondern ehrlicher geworden! Die Männer sollten endlich aufhören, bei jeder Gelegenheit den Frauen ihre Geschlechtlichkeit aufzudrängen. Sie wissen nun, daß sie mehr als Körper sind! Oft suchen sie beim Manne ganz andere Dinge, sei es Bewunderung, Verehrung für Talente, Arbeiten, sonstige Vorzüge, die sie werben und lieben.

Es braucht erst gar nicht einer Erwähnung, denn die Tatsachen sprechen für sich, daß Männer an der Freude am Besitz der begehrten und auch als Mensch nicht nur als Weibchen gewerbeten Frau, im Berufsleben, in der Kunst Anerkennungswertes geleistet haben, die selbst behaupten, durch den Einfluß der Frau den Arbeiten eine ganz bestimmte Note gegeben zu haben. Die Frau aber ist überzeugt, daß sie den richtig gewählten Partner nicht, durch die Qual aufgepeitschter, unzufriedigter, erotischer Triebe, durch Stunden hindurch arbeitsunfähig macht. Sie braucht also die romantischen, poetischen Umwege nicht, um aus Tor der Gemeinsamkeit zu gelangen! Sie ersaft die Poesie, Kunst, Wissen, Musik mehr als je, weil sie nicht mehr beim Konversieren das Minderwertigkeitsgefühl hat wie einst ihre Geschlechts-genossinnen, weil sie endlich mit offenen Augen schaut und gerade dadurch den Höhenrausch aller Schönheit erlebt.

Die Frau ist christlicher geworden, weil sie sich das Recht, über ihren Körper zu bestimmen, genommen hat. Sie wird auch nur dann ein Kind zur Welt bringen, wenn es ihr die Verhältnisse erlauben und wenn sie den richtigen Partner gefunden, der ihren Anforderungen entspricht. Und das nur deshalb, weil sie weniger egoistisch geworden, da eine gesunde kommende Generation nicht das liebe „geliebte Ich“, sondern alle angeht.

Jede vernünftige, fortschrittliche Frau weiß heute, daß sie nicht die einzig und allein seligmachende ist, obwohl man sie von jeher mit der Phrase bedrückt hat. Fort also mit dem Lügengewebe! Die Erotik ist somit etwas Ueberwundenes. Ist einfach eine Naturnotwendigkeit wie zum Beispiel das Essen und Trinken. Die Frau von heute will frei, ehrlich und stolz als Mensch sowohl im Berufs als auch in ihren intimsten Angelegenheiten wählen können! Man hat sie im Kriege zur schwersten Männerarbeit

gezwungen. Sie ist ungefragt hineingetrieben worden in ein Leben voll entsetzlicher Leiden und harter Kämpfe. Sie hat sich und ihre Kinder durch eigenen Verdienst durchbringen müssen. Heute läßt sie sich einfach nicht mehr zur Leibeigenen, zur Sklavin zurückdrängen. Sie behauptet den Boden, den sie sich so schwer erkämpfte. Ihre Lebensaufgabe ist nicht mehr, als „dienende Gattin“ oder zwischen Bett und Spiegel zu stehen. Sie will weder als Prostituierte auf der Straße noch als Leibeigene gezwungen werden. Sie will endlich als Mensch bewertet werden und gleich dem Manne geachtet sein.

Zu dieser Ächtung wird der Mann schließlich gezwungen werden! Sie ist heute nicht mehr beiseite zu schieben; sie ist ein vollwertiges, mitbestimmendes Glied der Gesellschaft geworden.

Damit ist auch ein weit gesitteteres, reineres und auch wertvolleres Leben im Entstehen...

druck dieser Stätte der Vertiefung noch verstärken. Denn der nichts weniger als weichenmütigen Pfieschhausener Sitte war es nicht, mit Blumen und frischem Grün ihren Kummer über eine gebührende Zeit hinaus zu verlängern. Sie übergaben ihre Toten der Erde, setzten ein hölzernes Kreuz, oder wenn's hoch kam, einen billigen Grabstein darauf, schneuzten sich einigemal ins Gesicht und überließen im übrigen es Mutter Natur und der Zeit, die blanke Erde mit Efeu, Gras und Unkraut grün zu überziehen.

Wie wenn der Wind im Walde über die Wipfel streicht und sie in Wellen schwanen läßt, so zogen nun tausend Männerhände die Hüte, zogen tausend Frauenhände die Taschentücher. Emil Beinahe nahm den großen Trauerkranz von Herrn Abdul Chamer's Arm und legte ihn mitten auf das Grab. Breitete sorglich die weißleidene Schleiße aus, auf deren einem Ende „Ruhe sanft“ und auf dem andern „Dein treuer Sohn Emil Beinahe, Meister im Vorschwergewicht von Deutschland“ in goldenen Buchstaben gedruckt stand. Verharrete dann eine kurze Weile, den Blick auf eine emsige Weise gerichtet, die aus einem Lächeln am Fuße des Grabes hin und wieder flog, nickte — und — unsere Feder erzitterte vor Nührung — und pupte sich mit gedämpfem Trompetentönen die Nase! Wahrlich ein hehrer, ein herabstimmend weisevoller Augenblick! Schluchzen erhob sich ringsum und von Tränen ersticktes Geflüster. Seht doch, seht doch, er — er — ach, der arme, gute Mann, er kann sich nicht beherrschen — er pupt sich die Nase.

Die Damen und Frauen stöhnten leise vor Mißgefühl und Wonne, die Herren und Männer räusperten sich heftig und schluckten. Zweitausend tiefergriffene Menschen pukten sich schraubend die Nase.

„Baja“, nickte wehmütig Emil Beinahe, „da liegt sie nun? Die ist nun auch schon lange tot!“

Der Herr Reporter von der „Kölnischen Zeitung“ tat einen letzten Schnaufer und sagte dann tröstend „Sie war eine edle Frau!“

„Das sowieso!“ bestätigte Deutschlands Stolz.

„Eine Frau von echtdeutschem Schrot und Korn!“

„Das soll wohl sein!“ Schüttelte noch einige Male traurig den Kopf und sah dann Herrn Abdul Chamer an. Der gab dem Festkomitee einen Wink, woraufhin das sich in Bewegung setzte und den Held des Tages vom Kirchhof und den weiteren Feierlichkeiten entgegenführte.

Was mancher nicht weiß.

In Frankreich erkämpft die Anti-Barnbewegung zur Zeit große Erfolge. Nach Mitternacht dürfen in Paris keine Autos mehr ertönen, und in St. Nazaire sind Lautsprecher, die man auf der Straße hört, verboten.

Die Indianer verfahren nicht eben glimpflich mit ihren Ärzten. Ist einem ihrer Medizinmänner dreimal eine Kur mißlungen, so wird ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit selber der Prozeß gemacht.

Als älteste Stadt der Welt gilt vielfach Damaskus. Sie war schon vor den Tagen Abrahams vorhanden, und Uz, der Enkel des Sem, soll sie gegründet haben.

In China haben sich in den letzten zehn Jahren 4242 Mordfälle ereignet, davon im letzten Jahre allein 420.

Die neueste Nummer der Radioprogramme in Amerika ist eine Verbreitung des Giftes, das der Niagarafall verursacht, durch Rundfunk.

„Selbstenverehrung“ in unserer Zeit.

Eine Satire auf den Bogzetrieb.

Es ist charakteristisch für unsere Zeit, daß kein Ereignis, keine kulturelle Großtat die Begeisterung und die Leidenschaft einer gewissen Menge so zu entfesseln vermag, wie ein Bogzampf. Der durch eine Reihe köstlicher Bücher bekannte Schriftsteller und Zeichner Adolf UzarSKI hat nun einen neuen Roman geschrieben („Beinahe Weltmeister“, ein heiterer Bogzertroman, Delphin-Verlag, München, Preis M. 4.—), der mit beißendem Witz und Spott das Leben und die Karriere eines Bogzertmeisters erzählt. Aber wie erzählt! Man läßt manchmal Tränen. Er, „Emil Beinahe“, der Sohn einer Bauernmagd und durch seine Kinnhaken zum „Stolz Deutschlands“ geworden, sowie die ihn verhimmelnde Menge sind in ihrer überwältigenden Komik glänzend dargestellt. Die 109 Zeichnungen des Verfassers, die in den Text gedruckt sind, tragen zur Steigerung des Humors des köstlichen Buches nicht wenig bei. Man wird viel lachen über diese Geschichte, aber sie wird manchen auch zum Nachdenken über unsere Zeitverhältnisse anregen. Nachstehend geben wir mit Erlaubnis des Verlages ein Kapitel wieder, in dem der Held, auf dem Gipfel seiner Berühmtheit stehend, seinen Heimatsort besucht:

Das Hochgefühl der Massen verstummte mit einem Male und eine weichevolle Stille machte sich breit, in der nur das leise Surren der Kinoapparate bemerkbar war, als Emil Beinahe nun vor der armenigen Behausung stand, die doch durch seine Geburt so herrlich verklärt war.

Zitterten dem großen Manne die Knie, klopfte rascher sein Kämpferherz, stahl sich eine schöne Träne der Nührung über seine Wange, stiegen Erinnerungen in ihm auf aus längst verflohenen, aus hier verbrachten Kindheitstagen? Niemand von allen, die dieser Begegnung eines weltberühmten Genies mit der bescheidenen Wiege seiner ersten Jugendtage gerührt und mit heimlichem Räuspern zuschauten, hätte es sich eingestanden, daß er ein wenig, ein ganz klein wenig enttäuscht war. Denn dem großen Manne zitterte nichts; weder über seine Wange noch über sonst einen Teil seines prachtvollen Körpers stahl sich eine Träne

oder sonst etwas, das sich zu stehlen pflegt. Nichts deutete darauf hin, daß sein Kämpferherz rascher als sonst klopfte. Und wenn wirklich Erinnerungen in ihm aufstiegen, waren es jedenfalls weder rührende, noch freundliche. Hätte er sonst zu Herrn Abdul Chamer, seinem Manager, gesagt, „Nensch, was 'ne Bruchbude!“, und zum Festkomitee, daß er sich jarnich vorstellen könne, in so 'ner Kajchemme jeboren zu sein, und wenn er das Fass ziehe, jöge er bei aller Pinät seine momentane Wohnung in Berlin vor. Hähä, na klar.

Herr Gemeindevorsteher Drillhop machte ihn darauf aufmerksam, daß die Eichenholzplatte über der Tür in Wäld durch eine aus echtem Marmor, mit echt goldenen Buchstaben ersetzt würde.

„Aha, Marmor!“ nickte Emil Beinahe. „Und goldene Buchstaben! Famos! Meine Herren, das wird ja dann knork!“ „Na — hm ja, und — eh — was wird nu jespikielt?“

„Das Grab der hochseligen Frau Mama!“ flüsterte der Herr Reporter der Kölnischen Zeitung ihm zu.

„Ah ja — nu natürlich — klar, war ja die Hauptsache vom Programm. Bong, trudeln wa mal rüber zum Grab — wo lag denn det überhaupt? — Auf'n — heaben and hell, war ja klar, auf'n Kirchhof, natürlich. Konnte ja auch nich jut auf'n Tanzboden liegen, hähä, was, meine Herren!“

Glückstrahlend über die gute Stimmung des geliebten Mannes verließen sie nun den Platz. Immer begleitet vom begeisterten Gebrüll des Volkes. Singen an der Kirche vorbei zum Gottesacker, vor und auf dem auch schon Tausende seit Stunden ungeduldig harrten, dem schönsten Akt des herzerhebenden Schauspiels beizuwohnen. Stolz wies der Gemeinderat ihm den Weg und die Herren von der Presse nickten sich bedeutsam zu und mit Wienen, die zweifelsohne besagten, wie doch Emil Beinahe ganz so nach ihrem und also auch nach des deutschen Volkes Herzen sei.

„Hier ist es“, sagte mit gedämpfter Stimme Herr Gemeindevorsteher Drillhop, zog den Zylinder und wies mit ihm auf das beschriebene, von Efeu überwucherte Grab. Weder Tafel noch Stein gab Kunde von den sterblichen Reberreisten der teuren Toten. Nur ein prächtiger Flor von Erika und Geranien hob es vor den andern hervor, die ohne jeglichen Schmuck und mit schiefen Kreuzen den traurigen Ein-

Elefanten haben eine Abneigung gegen Mäuse. Da diese Abneigung nicht in Furcht begründet sein kann, ist man zu der Ansicht gekommen, daß wahrscheinlich der Geruch der Maus dem Elefanten unangenehm ist.

Die ersten Kanonen sind wohl von den Mauren im Jahre 1229 bei der Belagerung der spanischen Stadt Alcantara angewandt worden. In der Schlacht gegen die Franzosen bei Crech, also etwa zehn Jahre später, hatten die Engländer vier kleine Kanonen, die mehr Lärm machten als sie Schaden anrichteten.

Schlangen und Frösche sind taub, Eidechsen aber haben ein sehr gutes Gehör, und Schilfkroten können sogar unter Wasser angesetzt werden.

Auf Barbados gibt es einen Baum, der, wenn der Passatwind darüber hinstreicht, ein eigenartliches Pfeifen von sich gibt. Auch in Sudaun gibt es eine Magazart, die solche Pfeifengeräusche veranfaßt.

Aus der Welt des Buches.

Phantastische Lektüre für kleine Leute bringt der Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O. in vorbildlicher Ausstattung auf dem Weihnachtsmarkt. Hervorgehoben seien:

„Die neue Märchentage.“ Von Hilma Münderberg, Kollmar. Die Vorzüge dieser Erzählerin sind: klare, dem Auge verständliche Sprache, reiche Phantasie, das kindliche Gemüt passende Darstellung. Lobende Erwähnung verdienen die von Hans Kang gezeichneten vier ganzseitigen Vollbilder und die im Text verstreuten Bilder im Schwarz.

„Das Wunderauto.“ Von Gabrieli und Hans Striem. Mit vier farbigen Vollbildern und 70 Federzeichnungen von Walter Lieder. Das ist ein modernes Märchen, frisch und flott erzählt, heiter und spannend, das die Jungen, die es lesen werden, alles rund um sich vergessen werden. In den Zeichnungen ist das, was man lobend „Schmuck“ nennt.

„Wie macht man das nur?“ Roman für Kinder von Katrin Holland. Mit Zeichnungen von Ulla von Bath. Wenn wir als Kinder doch nur solche anwärtige Geschichten wie diese zu lesen bekommen hätten! Viele Personen treten darin auf, die Hauptpersonen aber sind die drei Teufelchen: Heinz, Sibylla und Kote. Tüchtige kleine Leute, die viele Erlebnisse haben. Ein lustiges Buch. Die Zeichnungen hervorragend.

Besonders Lob verdienen Stallings Künstlerbildebücher. Denn sind vier neue erschienen, eines entzückender als das andere: „Knabbenmäuschen.“ Für Drei- bis Fünfjährige. Vers- und Bilderbuch von Johanna Wimmann, über das Familienleben einer Mäusenfamilie, voll köstlichem Humor. — „Das arme Mädchen.“ Für Fünf- bis Elfjährige. Eine abenteuerliche Bienen-geschichte in vierzehn Teilen. Die Bilder hat die einzigartige Illustratorin Else Wenz-Victor beigezeichnet. — „Die emphyren Spielfachen und andere Gedichte.“ Für Fünf- bis Neunjährige. Freilich, schöne Bilder von Ida Döring, auf den Buchdeckern sehr abgemilderte Teile von Frida Schanz. — „In Himmel der Tiere.“ Für Fünf- bis Zwölfjährige. Bilder voller glänzender Gemalte von Else Wenz-Victor, Texte von Sylvia Reinheimer, die als sehr gelungen bezeichnet werden können.

Werkstatt für den Union-Verlag. Der Verlag Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, hat sich auch seiner Ausstattung und Auswahl des Inhaltes seiner für Weihnachtsfest bestimmten Neuerwerbungen an Jugendbüchern besonders angelegen sein lassen.

„Das Netz Uniersum.“ 51. Band. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten sowie Reisschulungen, Erzählungen, Jagen und Abenteuer. Mit einem Anhang zur Selbstbeschäftigung. Günstliche Verhältnisse. Reinen M. 8.50. Ein Satz genügt für reifere Jungen das „geheimverstecktes Versteckbuch“.

„Der Jugendgarten.“ Eine Festgabe für Mädchen von acht bis zwölf Jahren. Eine sorgfältig ausgewählte Sammlung von Erzählungen, Gedichten, Unterweisungen aus Natur, Kunst und Geschichte, Beschäftigungen, Sport und Spiele.

Mit vielen Bildern und acht Kunstbeilagen. Reinen M. 6.50.

„Der gute Kamerad.“ Illustriertes Knaben-jährbuch, 88 Seiten in Quartformat mit über 900 Abbildungen und 45 Kunstbeilagen. Reinen M. 12.—. Dieses seit 44 Jahren erscheinende Jahrbuch ist auch heuer gemäß einer bewährten Tradition so reichhaltig, daß es das helle Entzücken aller damit beschenkten Knaben hervorgerufen wird.

„Dem treuen Bräuerchen.“ Geb. M. 2.50. Olga Gaul-Molnar erzählt hier anregend die Schicksale eines armen kleinen Jungen.

In wirklich billigen Preisen hat der Verlag mehrere Bände alter Märchen in neuer Auflage und neuer Ausstattung herausgegeben: „Anderes Märchen.“ Geb. M. 2.—. — „Gebrüder Grimm: Märchen.“ Geb. M. 2.—. — „Wilhelm Hauff: Märchen.“ Geb. M. 2.—. — „J. A. A. Müllers: Volksmärchen der Deutschen.“ Geb. M. 2.—. Die Bände zeichnen sich durch guten Druck und hübsche Bilder aus.

Weiteres.

Naturgeschichte. Außer den niederen Würmerarten, erklärt der Lehrer, „haben alle Lebewesen einen Kopf, ganz gleich, ob Insekt, Reptil, Fisch, Vogel oder Säugetier.“ Da erhebt sich ein Junge und sagt: „Es gibt auch Fische ohne Kopf!“ — „Ja?“ — „Was sind denn das für Fische?“ — „Tessardinen.“

Die Feuerwehr. „Is gut, daß mir die Uebung machen, Hauptmann. Die Spritzen hat kan Druck net, — hal's wo im zweiten Stock brennt, bringen wir's Wasser net 'auf.“ — „Dös macht nix — bis mir lemma, is 's Feuer alleweil genug, 'munterbrennt, daß mir spritzen können.“

Ein guter Kerl. Ein junger tschechischer Kaplan bemüht sich, den älteren Pf. röhern im deutschen Sprachgebiet erfolgreich zu vertreten. So wandert er pflichtgemäß mit einer kleinen Prozession von älteren und ganz jungen Weiblein am St. Sebastians-Tage zur Statue des Heiligen, unweit des Dörfchens. Die frommen Beierinnen bekränzen den heiligen Märtyrer, und nach einigen einleitenden Bittgebeten legt ihnen der Kaplan die Leidensgeschichte des pfeldurchbohrten Dulders vor. Langsam, eindringlich, fast singend kommen die Worte — gebrochen durch den tschechischen Akzent — und dringen tief in die Herzen der Weiblein, die die Pfeile des Heiligen an eigenem Leibe zu spüren glauben. Ein Säufchen durchbebt die tränenüberströmten Schäftein der Gemeinde, und bestürzt sieht der junge Priester einem Meer von Schmerz gegenüber. Ratlos hält er in seiner Vorlesung inne, wendet sich an die mitleidigen Frauen und tröstend kommt es von seinen Lippen: „Weint nicht, gubbe Lentä — und halb zögernd, halb beruhigend stört er hinzu: „Wir weiß, ob es wahr is.“

Abwechslung. „Wie war denn das Essen in dem Hotel, ma Sie während Ihrer Ferienzeit gewohnt haben? War es sehr abwechslungsreich?“ „Ja! Wir hatten zum Beispiel fünf verschiedene Namen für Deutsches Pfeffer!“

Auf der Ringstraße. Eines Tages hatte sich auf der Ringstraße ein Däse losgerissen und war durch die Hofburg gerannt. Kaiser Franz Josef, der am Fenster gestanden hatte, meinte zu seinem Generaladjutanten, das sei wieder einmal etwas für die Wiener, er möchte wohl hören, was da wieder für Wiße gemacht würden.“ — „Run, was haben die Wiener zu dem Däse gesagt?“ fragte der Kaiser nach einigen Tagen den Generaladjutanten, der aber vorerst nicht mit der Sprache herauskam. Der Kaiser bestand aber darauf, und so sagte der Adjutant: „Majestät, die Wiener sagen, das sei der erste Däse gewesen, der ohne Protektion in die Hofburg gekommen ist.“

Beweis. „Sist denn Ihre Behandlung wirklich?“ — „Ich sage Ihnen, einer meiner Patienten konnte vor acht Tagen die Arme nicht bewegen, und heute hat er mir schon die Medizinische an den Kopf geworfen.“

Konkulation. „Herr Doktor, ich kann keine Nacht schlafen!“ — „Dann trinken Sie doch mal des Nachts alle halbe Stunde einen Cognat!“ — „Kann ich denn danach schlafen?“ — „Das weiß ich nicht, aber jedenfalls vergeht die Zeit angenehmer.“

Das Hindernis. „Ich wollt', ich könnt' meinen Keffen, den Röhnhut, enterben!“ — „Das ist gesetzlich zulässig!“ — „Weiß ich! Aber ich habe nichts zu vererben!“

Die Ehrenjungfrauen. Der Kriegerverein in Speckhufen hatte sich eine neue Fahne angeschafft, die mit großem Tamtam entrollt werden sollte. Kurz vor der Entfaltung kamen mehrere weißgekleidete Ehrenjungfrauen zum Vorstand und sagten: „Da Röh'n hat is oder een Lumpen! De Sieb' is ja gar nich eht!“ — „Holt bloß den Sappel, je dummen Söl!“ sagte Jan Peters, „ij Ehrenjungfern sind ock oll laugen nich mehr eht!“

Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Zweitniz Nr. 65 bei Tepitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 15.

Von Gen. Josef Hyna, Hostomitz a. B. Weiß: K6f, D1f, T3f, L2, g1, S84, 17, B2, g8, (9 Figuren).



Schwarz: K6f, D1f, T3f, L2, g1, S84, 17, B2, g8, (9 Figuren).

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 13. Tage nach erscheinen der Aufgabe an Gen. Scharoch Wenzel, Zweitniz, einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 14: S87—d5.

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein:

Patz Alois, Zuckmantel; Ulbert Karl, Prosetitz; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwikau; Hyna Josef, Hostomitz; Gottfried Haus, Holscheim bei Stauch; Baum Franz, Heidenstein; Hoyer Otto, Saaz; Th. Hilgarth, Elditz; Koukal Eduard, Trapschitz; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Haida; Hübzig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Hieke Josef, Meistersdorf; Schlosser Heinrich und Axler Rudolf, Graupen.

Zur Beachtung!

Da wir beabsichtigen, möglichst nur Schachaufgaben eigener Produktion für unsere Schachzeitschrift zu verwenden, ersuchen wir alle diejenigen Genossen, welche sich mit Problemkompositionen befassen, solche an obestehende Adresse einzusenden.

Erwünscht sind hauptsächlich Zweizüger oder höchstens Dreizüger Aufgaben, die dann nach Überprüfung der Reihenfolge veröffentlicht werden.

Wir erheben keine Mitarbeit.

Scharoch.